

Darf ich Sie, sehr schüchtern, fragen, ob Sie *Die Aphorismen*⁴ besitzen? Wenn nicht, dann würde ich sie Ihnen sehr gerne zukommen lassen. (Der Verlag schuldet mir noch eine ganze Reihe von Exemplaren.)

Zürich, 24. Mai 1997

Lieber Herr Czernin,

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren letzten langen Brief, der mir viel zu denken gibt. Einigermaßen ungewollt habe ich das Gespräch auf die dornige Frage des Wertens gebracht, auf die Sie mit so viel Feuer eingegangen sind. Ich bin gar nicht unglücklich darüber, denn es handelt sich dabei um etwas, dem ich immer ein wenig ausgewichen bin, mindestens was eine wirklich vertiefte Beschäftigung angeht. Deshalb sind vielleicht meine Gedanken zu dieser Sache nicht gerade ausgereift, obwohl das Problem untergründig mit vielem zusammenhängt, was mir wichtig ist.

Es ist vielleicht gut, wenn ich von dem biographischen Hintergrund ausgehe, vor dem ich die Äußerungen über das Beurteilen sehe, die in meinen letzten Brief eingeflossen sind. In der langen Zeit meines Versuchs, unterrichtend einen Weg zu finden, der die Studenten in die Nähe der Literatur bringen könnte, habe ich immer wieder die Erfahrung gemacht, dass der Drang zum Urteil eines der größten Hindernisse ist, das man dabei zu überwinden hat. Man darf den Einfluss nicht unterschätzen, den dieses unreflektierte Bedürfnis auf das Lesen nimmt. Er ist so groß, dass er in der Praxis die Lesebereitschaft weitgehend zerstört. Es gibt aber keinen andern Zugang zur Literatur als das Lesen. Es ist die Voraussetzung, ohne die alles andere, was man im Zusammenhang mit Texten machen kann, hinfällig wird. Lesen ist deshalb das erste, was man lernen muss. Lesen ist aber in seiner elementarsten und wichtigsten Form nichts anderes als Aufnehmen, was dasteht. Es ist aber nach meiner Erfahrung außerordentlich selten, dass dies geschieht. Das Lesen ist meistens schon in der allerersten Phase des Kenntnisnehmens ideologisch entstellt. Es gibt kaum Leser, die bereit sind, ihre Vorurteile einzuklammern und zu suspendieren, wenn sie mit einem Text konfrontiert werden. Das geht oft so weit, dass falsche Wörter, falsche Konstruktionen und falsche Interpunktion in einen Text hineinprojiziert werden, noch bevor man sich auf ihn anders als entziffernd eingelassen hat. Lesenlernen ist deshalb zunächst einmal der Verzicht auf die Anwendung von Gewusstem und Geglaubtem, Geliebtem und Gehasstem, auf den Text. Auch wenn das vielleicht nie ganz gelingen kann, bleibt es doch das, worauf man sich lesend ausrichten muss, wenn sich eine Beziehung zum Text herstellen soll, von der aus weitere Schritte allenfalls erwogen werden können.

Ich sage das alles nicht, um Ihnen irgendetwas Neues mitzuteilen, denn

⁴ Franz Josef Czernin, *Die Aphorismen. Eine Einführung in die Mechanik*, Verlag Sonderzahl, Wien 1992.

verschiedene Stellen in Ihrem Brief lassen mich vermuten, dass wir uns in dieser Sache durchaus einig sind. Sie bemerken ja auch, dass es im Umgang mit Literatur «der beste Weg» sein könnte, «ein Wert-Urteil möglichst spät festzulegen». Dennoch schien es mir wichtig – auch um meine etwas raschen Formulierungen vom letzten Mal zu verdeutlichen –, den Unterschied zwischen dem Lesen und dem Urteilen zu betonen. Ich möchte das Lesen gern vom Urteilen freihalten und es als eine asketische Tätigkeit verstehen, deren Wert – ja: Wert! – gerade und nur darin zur Wirkung kommen kann, dass man sich dabei der Stellungnahme enthält. Dazu muss ich nun allerdings noch einiges sagen, um nicht bei der bloßen Behauptung stehen zu bleiben.

Solange man die Frage nur auf einer technischen Ebene stellt, bleibt sie einfach, aber auch ziemlich uninteressant. Wenn Sie dem bisher Gesagten einigermaßen zustimmen können, werden Sie mir vielleicht sagen, beim Nichtlesenkönnen handle es sich eben um das von mir beschworene Elend der Kritik, wodurch aber die Frage des Wertens keineswegs zu lösen sei, da es sich nur um einen Missstand handle, der durch Lesenlernen beseitigt werden könne. Darin wiederum würde ich Ihnen meinerseits zustimmen, und es ist mir ja auch nicht entgangen, dass Sie in Ihrem Brief durchaus verschiedene Verfahrensweisen erwägen und gelten lassen und lediglich betonen, dass dadurch die grundsätzliche Notwendigkeit und Wünschbarkeit des Werturteils nicht betroffen sei. Es geht also jetzt um die Frage, ob die Beurteilung des literarischen Textes zwingend, das heißt wesentlich zu unserer Beziehung zu ihm gehört oder nicht. Aufgrund des weiter oben Gesagten möchte ich die Frage noch anders formulieren: Ist das Lesen (so wie ich es als asketisches, nicht stellungnehmendes zu bestimmen versucht habe) eine nur vorbereitende Phase in der Beziehung zum Text, und muss darauf eine wertende Auseinandersetzung folgen, oder ist das in meinem Sinn streng genommene Lesen eine (oder vielleicht sogar *die*) Möglichkeit, den literarischen Text als solchen zu erfahren?

Ich möchte von einer Frage ausgehen, die in Ihrem Brief steht: «Heißt aber *etwas als Zusammenhang von Werten erfahren* nicht zum einen, sich diesen Wertzusammenhang zu eigen machen, und zum andern auch, gerade dieses Angeeignete selbst wieder zu bewerten?» Aus dem Zusammenhang heraus bin ich versucht, die Frage als rhetorische zu lesen, aber es gehört zu den Dingen, die ich an Ihren Briefen besonders schätze, dass in ihnen rhetorische Fragen jederzeit zu echten werden können, weil Sie

auf das, was Sie argumentativ entwickeln, häufig eine Periode folgen lassen, in der Sie fragen, was denn nun für und was gegen die angestellten Überlegungen spreche. Ich nehme also die Frage einmal ernst und beantworte sie zunächst mit Nein. Genauer: Ich gebe zu, dass man das Gedicht als ein Wertgefüge betrachten kann und in gewisser Hinsicht vielleicht sogar muss. Viel von dem, was Sie in diesem Zusammenhang schreiben, unterschreibe ich. Allerdings habe ich zu gewissen Aspekten dieser Auffassung auch kritische Gedanken, auf die ich nachher zurückkomme. Vorerst wollen wir aber den Text ohne Vorbehalte in Ihrem Sinn als einen Zusammenhang von Werten zugrundelegen und als einen solchen lesen, und zwar genau so lesen, wie ich es vorher beschrieben habe. Nichts steht, glaube ich, im Wege, ein Wertgefüge aufzunehmen, ohne dazu Stellung zu beziehen. Ich würde sogar dafür eintreten, dass dieses Lesen die notwendige Voraussetzung dafür ist, dass man überhaupt Stellung nehmen kann, weil alles andere auf Vorurteilen beruhen muss. Aber darum geht es jetzt weniger als darum, dass ich die Notwendigkeit des Schrittes nicht sehe, der von der Aneignung des Wertzusammenhangs zu dessen Bewertung führt. Ich kann sehen, dass sich, wenn man das Gedicht als Wertzusammenhang aufgenommen hat, ein Bedürfnis einstellt, es zu beurteilen und zu bewerten. Man ist mit dem Gesagten einverstanden oder nicht, man findet es tief oder banal, es klingt schön oder man stößt am Rhythmus an. Aber alles das scheint mir nicht zwingend nach einem Urteil zu verlangen. Im Gegenteil: Es kann mich weiterbringen, wenn ich mich auf das einlasse, womit ich nicht einverstanden bin; meine Vorstellung von Banalität ist vielleicht revisionsbedürftig (man kann das manchmal an Schlagertexten erproben); vielleicht bin ich es, der hinkt, und ich muss noch einmal (oder zehnmal) lesen, um den Rhythmus zu erfahren, wenn es nicht sogar darauf ankommt, gerade die rhythmische Störung zur Erfahrung des Textes werden zu lassen. Meine Frage ist hier die nach der Möglichkeit, einen Punkt festzulegen, an dem man aufhören kann, zurückhaltend zu sein, weil man einen Grad von Gewissheit erreicht hat, der es einem erlaubt, nicht mehr wie Beckett *comment c'est*, sondern *so ist es* zu sagen. Man könnte allerdings der Schwierigkeit, diesen Punkt zu bestimmen, dadurch zu begegnen versuchen, dass man das Urteil unter das Vorzeichen der Vorläufigkeit stellt. Das würde die Möglichkeit offen halten, trotz dem Urteil immer noch zu lesen und das Urteil im Bedarfsfall zu berichtigen, aber würde eine solche Haltung das Bedürfnis zu werten nicht stark herabsetzen? In jedem Fall vermag ich nicht zu sehen,

inwiefern der Einblick in einen Wertzusammenhang unausweichlich in dessen Beurteilung ausmünden muss.

Ich komme jetzt zu der Frage, ob der literarische Text als Wertgefüge zureichend gefasst werden kann. Ich habe, wie gesagt, nichts dagegen vorzubringen, dass er ein solches ist. Jede sprachliche Äußerung ist wohl in hierarchische Bezüge verwoben. Gerade deshalb ist es doch aber nicht möglich, das Besondere des literarischen Textes in seiner Wertstruktur zu erkennen. Es muss etwas geben, was außerhalb der Wertordnung liegt und daher auch nicht bewertbar ist, ja durch das wertende Beurteilen geradezu verdeckt wird. Etwas, das verloren geht, sobald man Stellung nimmt, situiert, einordnet. Der bewertete Text wird zu einem Wert innerhalb einer Wertwelt, in der wir Tauschhandel betreiben können, etwa in der Weise, wie Sie die Beziehung zwischen Literatur und Kritik beschreiben: «Gerade darin, dass Literaturkritik sowohl bewertet als auch explizite Werturteile fällt, aber auch für diese Werturteile argumentiert, kann sie...eine adäquate Antwort auf das sein, was sie bewertet – auf andere Formen von Literatur.» Ich möchte versuchen, dem etwas entgegenzuhalten, von dem ich glaube, dass es unter der Rede von den Werten verschüttet bleiben muss. Vielleicht müssen wir hier noch einmal auf das Lesen zurückkommen. Vielleicht ist im nichtwertenden Lesen etwas erfahrbar, das ich versuchsweise das Vorwertige des literarischen Textes nennen möchte, und ohne das man ihm als literarischem nicht nahe kommt. Es gäbe dann etwas, und vielleicht das Spezifischste der Literatur (wenn es ein solches überhaupt gibt), das nur im Lesen zugänglich würde, dann, wenn man sich hörend, lesend jedes Urteils und jeder Wertung enthält und das Gedicht als ein Reden erfährt, das über das Wertgefüge, das es entwirft, hinauspricht. Das Gedicht geht nicht in seiner Wertwelt auf. Wertgefüge und Wortgefüge kommen nicht ganz zur Deckung. Es bleibt ein Rest, der ungesichert ist, weil er sich nicht einordnen lässt. Was sich nicht einordnen lässt, entzieht sich auch der Bewertung. Es ist kein Wert, aber auch kein Unwert, sondern es weist in einen Raum außerhalb von Wert und Unwert, was ich Vorwertigkeit genannt habe. Diese Neutralität, von der ich glaube, dass sie zur literarischen Erfahrung gehört, ist nur lesend, in der Enthaltbarkeit, erfahrbar, weil sie das im Text ist, was dem Wertgefüge, zu dem er sich notwendig kristallisieren muss, vorgelagert ist. Die Literatur ist elementarer als jede andere Spracherfahrung, weil in ihrer Art zu reden das wirksam bleibt, was in allen andern Redeweisen immer schon untergegangen ist, was aber allen Wertordnungen voraus-

geht. Ich nenne es einmal die Wortnahme. Dass wir reden, ist anfänglicher als alles, was wir sagen. Es ist in allen Wertordnungen, die wir redend herstellen, immer schon vorausgesetzt. Aber es gibt wahrscheinlich kein Reden außer dem literarischen, in dem der vorwertige Akt der Wortnahme ständig gegenwärtig ist, weil es sich als ein fortwährend anfängliches Reden erfährt.

An einer Stelle Ihres Briefes sprechen Sie von Hölderlin und Tieck und davon, dass Hölderlins Gedichte «viel tiefer greifen». Könnte man diese Tiefe nicht gerade als die Präsenz dessen im Text – was brauche ich jetzt für ein Verb? *fassen* geht nicht, *begreifen* auch nicht, vielleicht *spüren*, was dem *Leser* als das einfache Nehmen und Geben der Worte begegnet, noch bevor er versteht, in einer Art Vorverstehen, dem sich das Vorwertige erschließt? Lesen verstehe ich immer noch als den Vorgang des reinen Aufnehmens dessen, was dasteht. Dazu gehört, dass der Leser keine Position einnimmt, von der aus er urteilen könnte. Der Leser hat überhaupt keine Position, denn er vollzieht den Text. Dass er keine Position hat, befähigt ihn dazu, das Positionslose im Text selbst zu erfahren, das, was im Text dem Standpunkt vorausgeht, den der Text auch bezieht, den er aber zugleich immer auch wieder zurücknimmt, indem er sich auf die Vorwertigkeit der Wortnahme besinnt. Der Leser erfährt die Öffnung des Gedichts auf das, was jeder positionsgebundenen Ordnung vorausgeht und sie erst ermöglicht. Ich könnte das auch so sagen: das Gedicht lesend höre ich es am Rand seiner selbst sprechen. Am Rand: das heißt dort, wo seine Rede dem begegnet, was von der Ordnung, die sie ist, nicht betroffen ist, weil es die reine Möglichkeit von Ordnung ist und allem Wert vorausliegt, auch dem Wert von Ordnung überhaupt. Das Reden am Rand gibt die Ordnung, die es baut, als schwebende zu erkennen – schwebend in einem wert-losen Raum, aus dem heraus es geschieht. Die Wertlosigkeit, aus der die Ordnung kommt, ist die Neutralisierung von Wert und Unwert, und die Beziehung des Gedichts als Randrede zu ihr ist die Bewahrung in ihm der Vorwertigkeit als seiner Voraussetzung.

Ich fürchte, ich bin unklar geblieben. Dennoch versuche ich jetzt ein paar Ausblicke. Zunächst glaube ich in dem, was ich über die Positionslosigkeit des Lesers gesagt habe, eine Erklärung für den starken emotionalen Widerstand vermuten zu dürfen, den ich immer wieder erfahre, wenn es um die Suspendierung des Urteils geht. Die Standpunktlosigkeit ist etwas, wovor man leicht Angst bekommt, und sie wird oft auch als etwas moralisch Verwerfliches beurteilt. Trotzdem halte ich sie für die Grund-

erfahrung des Lesens und Schreibens. Ich würde von daher auch die Gleich-Wertigkeit von literarischen Ordnungen vertreten, sofern wir unter diesen Ordnungen solche verstehen, die in und durch sich auf etwas Bezug nehmen, das sich ihnen entzieht und sie in die Gleichwertigkeit oder Gleichgültigkeit zurückholt. Es kann sein, dass ich mich damit in eine Schwierigkeit bringe, indem ich dem zu widersprechen scheine, was ich in meinem letzten Brief über die Kohärenz schrieb, aber darüber müsste ich wieder neu nachdenken und möchte ich jetzt nichts sagen, weil mir etwas anderes wichtiger ist. Wichtiger ist der Einwand, den ich erwarte, und den ich an gewissen Stellen Ihres letzten Briefes und auch schon der früheren vorweggenommen finde. Ich meine den Einwand, wonach die Standpunktlosigkeit wieder ein Standpunkt, die Wertlosigkeit ein Wert usw. sei. Darauf möchte ich zu antworten versuchen, weil das immer noch das Problem ist, das uns als das der Fremdheit beschäftigt hat.

Sie schreiben, die Gleichwertigkeit werde selber als ein fundamentales Werturteil behauptet, das entweder einen höheren Standpunkt voraussetze oder sich dadurch aufhebe, dass es selber nur ein gleichwertiges Werturteil unter anderen sei. Aber es ist hier wie mit dem Fremden, das man nicht domestiziert, indem man es so nennt. Wenn man sagt, die Standpunktlosigkeit sei einfach der Standpunkt, keinen zu haben, so ist das innerweltliche Politik, bei der es allerdings immer nur Positionen gibt, denn die Negation bleibt immer eine solche. Die Positionslosigkeit ist aber nicht die Verneinung und nicht einmal die Verweigerung der Position. Sie ist deshalb auch nicht etwas, das man einnehmen und auf das man sich stellen kann. Aber sie wird dort erfahrbar, wo eine Position sich in ihrer Gleichwertigkeit mit andern zeigt, das heißt am Rand der Ordnung, deren Mitte sie ist, dort wo sich das meldet, was außerhalb dieser Ordnung ist, aber auch nicht einer andern angehört, welche die erste einfach ersetzen könnte, sondern als das den Ordnungen Vorgeordnete alle Standpunkte versickern lässt. Die Standpunktlosigkeit ist kein Aufenthalt, aber sie *unterliegt*, in jedem Sinn des Wortes, den wertenden Reden, die wir zu *führen* glauben. Vielleicht darf ich Sie, zur Verdeutlichung dessen, was ich hier etwas ungeschickt zu sagen versuche, auf den kleinen Rilke-Aufsatz im *Unendlichen Text*⁵ aufmerksam machen. Ich versuche dort (S. 190f.) Rilkes Verwendung von Wörtern wie *namenlos* oder *schutzlos* zu verstehen, in denen das Suffix *-los* keine verneinende Funktion hat.

Noch etwas zur Wertung. Wenn man das, was ich zum Vorwertigen der Literatur gesagt habe, ohne jetzt auf seiner Fragwürdigkeit zu insistieren,

vorläufig einmal akzeptiert, so wäre das Gedicht nicht einfach als Wertordnung Gedicht, sondern vielleicht dadurch, dass es in dieser das ihr unterliegende Vorwertige lesbar macht. Damit verbindet sich jetzt aber sogleich wieder die Versuchung, das Gedicht, das dieses tut, als das «gute» Gedicht zu werten. Das «tiefe» Gedicht Hölderlins wäre ein solches. Dieser Schritt führt notwendig ins Paradox, dadurch nämlich, dass ausgerechnet das das Gedicht zu einem wertvollen macht, was in ihm das sich Entziehende und daher auch nicht Bewertbare ist. Das beste Gedicht ist dann das nicht bewertbare, denn sein Wert gründet in der Tiefe oder Abgründigkeit des Vorwertigen. Das Paradox ist eine Erscheinungsform des sich Entziehenden, von dem sich unter anderem so reden lässt, dass man die Position, die man beziehen muss, um reden zu können, wieder unterläuft, indem man ihr widerspricht. Das Paradox ist hier kein logisches Problem, sondern eine Möglichkeit, redend über das Sagbare hinaus zu reden.

Diese Überlegungen sind jetzt etwas lang geworden, so dass ihnen anderes in Ihrem Brief zum Opfer fällt. Ich möchte aber trotzdem noch kurz erläutern, was sich in meinen Fragen zum 123. Sonett Shakespeares verbarg. Der Rätselcharakter, den die Übersetzung durch den Verzicht auf das Wort *Zeit* bekommt, scheint mir verschiedene Implikationen zu haben. Es könnte sein, dass die Übersetzung hier damit spielt, dass sie bekanntermaßen nicht die erste und deshalb nicht darauf angewiesen ist, sich als Verständnishilfe zu gebärden, da ihre Leser ja längst wissen, worum es vordergründig geht. Die Übersetzung nähme dann nicht nur auf das Original Bezug, sondern auch auf dessen bereits bestehende Übersetzungen. Sie wäre mehrfach intertextuell, worüber man nachdenken könnte. Falls man eine derartige Abstützung auf frühere Übersetzungen annimmt, wäre die Autonomie der Übersetzung als Gedicht, die ja für Sie wichtig ist, mindestens im Hinblick auf die Zugänglichkeit dessen, wovon vordergründig gesprochen wird, in Frage gestellt, es sei denn, man erachte dieses Vordergründige nicht als konstitutiv für das Gedicht. Zu erwägen ist auch, was es mit sich bringt, wenn der Leser das Rätsel löst oder wenn er es nicht löst. Und vor allem: Was bedeutet es für die Übersetzung als Übersetzung, dass sie zum Rätsel wird. Der Rätselcharakter ist ja nicht mit Schwierigkeit gleichzusetzen. Das Rätsel ist eine Verschlüsselung mit dem Ziel, etwas vorzuenthalten, das, wenn man es findet, den Text aufschließt. Das Rätsel ist nicht das Geheimnis, nicht etwas, das man nicht sagen kann, sondern etwas, das man verschweigt. Aber warum? Was spricht

⁵ Hans-Jost Frey, *Der unendliche Text*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1990.

denn gegen das Aussprechen des Wortes *Zeit*? Inwiefern ist es vom Zeitgenössischen her tabuisiert? Oder gehen solche Fragen daneben?

Was die zwischensprachlichen Gleichklänge oder Anklänge betrifft, so wäre es vielleicht interessant, zu überlegen, was sie in der Beziehung zwischen Übersetzung und Original für eine Rolle spielen können. Es handelt sich ja um eine Erscheinung, die mit der Oberflächenübersetzung zusammenhängt, und man könnte sich fragen, ob der Versuch, Sinn- und Klangebene des Originals zwar nicht gleichmäßig, was ja nicht möglich ist, aber doch spurartig zu berücksichtigen, den Status der Übersetzung irgendwie beeinflussen kann. Es gibt Übersetzer, die das glauben, aber mir ist nicht so recht klar, wie hier zu argumentieren wäre, wenn überhaupt.

Es bleibt mir noch, Ihnen für das lebenswürdige Angebot zu danken, mir die Aphorismen zu schicken. Leider kann ich nicht davon Gebrauch machen, da ich sie bereits besitze und mich seit längerem darauf freue, mich irgendwann, wenn die *Zeit* es erlaubt, eingehender damit zu beschäftigen.

Für heute mit herzlichem Gruß

16.6.1997

Lieber Herr Frey!

Ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut und auch deshalb, weil mein letzter Brief wieder über alle Maßen lang geworden war und ich Angst hatte, dass Sie meine Ausführlichkeit unter Druck setzen könnte.

Ich will gleich mit der für mich entscheidende Frage beginnen, die Sie in Ihrem Brief stellen:

Es ist die Frage, ob der literarische Text als Wertgefüge *zureichend gefasst* werden kann. Sie verneinen diese Frage und konzедieren dennoch, dass der literarische Text ein Wertgefüge sei, zugleich auch, dass jede sprachliche Äußerung in hierarchische Bezüge verwoben sei, um gerade daraus zu schließen, dass das Besondere eines literarischen Texts nicht in seiner Wertstruktur zu erkennen sei.

Bevor ich dieser, Ihrer Ansicht, etwas entgegensetze, möchte ich versuchen, das besser zu verstehen, was Sie Ihrerseits der Rede von den Werten entgegensetzen.

Ihre Beschreibung oder Evokation eines dichterischen Redens, das über das Wertgefüge hinausspricht, das es entwirft, oder auch eines Lesens, das über das gedichtete Wertgefüge hinausliest, verbinde ich zunächst mit Ihrem Begriff *Wortnahme*. Ist mit *Wortnahme* ungefähr gemeint, dass man, literarische Texte schreibend oder lesend, immer auch den Akt des Setzens, sagen wir des Wertsetzens mitschreibt oder -liest, also nicht nur das Gesetzte, sondern auch das Setzen selbst? Es ist so, als ob der literarische Text immer auch seinen Ausgangspunkt mitbezeichnen würde... oder so, dass man den Weg vom Unbestimmten zum Bestimmten mitzugehen aufgerufen ist; oder so, dass man nur einerseits eine Welt aus, sagen wir, wertenden Worten oder wörtlichen Werten erfährt, sich aber andererseits dorthin versetzt fühlt, wo das alles anfängt oder aufhört. So wie ich jetzt zu begreifen suche, was Sie sagen, so fühle ich mich sowohl an Ihren eigenen Begriff des vom Rand her Sprechens erinnert als auch Benjamins romantische Ironie... (Ich habe, fällt mir da ein, in dem poetologischen Text zu den *natur-gedichten* etwas Ähnliches zu zeigen und zu sagen versucht.)

Da mir hier nichts anderes übrig bleibt als anzunehmen, dass meine Deutung Ihrer Vorstellungen jenes *Vorwertigen* wenigstens in die richtige Richtung zielt, kehre ich zu Ihrer Behauptung zurück, dass es, insofern jede sprachliche Äußerung in hierarchische Bezüge verwoben sei, nicht

möglich sei, das Besondere des literarischen Texts in seiner Wertstruktur zu erkennen.

Auch wenn ich zugebe, dass *jede* sprachliche Äußerung in hierarchische Bezüge verwoben ist: ist es die Literatur nicht auf eine für sie spezifische Weise? Ist sie nicht die einzige Form des Sprachgebrauchs, die das Verhältnis zwischen Wert und Ding konsequent auf ihr Spiel setzt? Setzen nicht alle anderen sprachlichen Formen die Trennung zwischen Ding und Wert selbstverständlich oder wenigstens theoriepragmatisch voraus (wie die Wissenschaften und manche philosophische Traditionen) oder, wie die Alltagssprache, die Willkürlichkeit des Zusammenhangs zwischen Ding und Wert? Ist es also nicht möglich, das Besondere literarischer Texte auch in ihrem Verhältnis zu Werten zu erkennen? Und hängt dieses Besondere nicht damit zusammen, dass ein literarischer Text beansprucht, eine Art Wahrheit zu zeigen und zu sagen, die man auch *Schönheit* nennen kann, oder eine Schönheit, die man auch *Wahrheit* nennen kann?

Und wäre übrigens nicht auch ein Zweifel an Ihrer Bestimmung des Spezifischen literarischer Texte genausogut möglich? Ist es tatsächlich so, dass nur die Literatur jenes *Vorwertige* bezeugt? Kann nicht jede sprachliche Äußerung als eine solche Wortnahme begriffen werden, bleibt dieser Rest, der nicht einzuordnen ist, dieser Mehr-als-Wert nicht immer übrig, mag er auch für die, die sprechen, nicht deutlich werden? Und spricht dafür nicht gerade Ihre Darstellung, sprechen dafür nicht Ihre Bilder, die jenes Vorwertige zu dem sich Entziehenden selbst machen?

Eine philosophische, eine wissenschaftliche oder auch eine mathematische Theorie, erlauben sie diesen Blick auf ihr Vorwertiges nicht auch? Ist für jemanden, der zu lesen versteht, nicht immer der Ausgangspunkt oder die Grenze des jeweiligen Redens mitbezeichnet und fühlbar? Sie schreiben: «Die Literatur ist elementarer als jede andere Spracherfahrung, weil in ihrer Art zu reden das wirksam bleibt, was in allen anderen Redeweisen immer schon untergegangen ist, was aber allen Wertordnungen vorausgeht...». Doch im nächsten Satz schreiben Sie auch: «Dass wir reden, ist anfänglicher als alles, was wir sagen.» – Und kann diese Einsicht nicht tatsächlich in jeglichem Sprachgebrauch erfahren werden? (*Dass* Sprache der Fall ist, wäre das Mystische, frei nach Wittgenstein...)

Und mit diesen Fragen zu Ihrer Darstellung des Vorwertigen frage ich mich noch etwas: Hat die Erfahrung der Öffnung, dieses Positionslosen überhaupt besonders viel mit dem Lesen von Texten zu tun? Ist es nicht ein anderer Name für alles, was in einer vielleicht wieder romantischen

Terminologie zu der Wirkung oder zu den Bedingungen von Selbst-Bewusstsein gehört? Sprechen Sie da nicht von einer Art Nichtendlichkeit, in der das jeweils Feststellbare zu einem, wie es scheint, Umgrenzten wird und andererseits zu dem, was auf dieser Grenze einen Aus- oder Einblick ermöglicht?

Als Vorbedingung zur Erfahrung jenes Vorwertigen, die im nicht-wertenden Lesen zu machen sei, nennen Sie nun *das reine Aufnehmen dessen, was dasteht*. Und sie sprechen da auch von Passivität und von einem asketischen, nicht-stellungnehmenden Lesen, von einem Lesen, welches das Wertgefüge, das ein Text auch für Sie sein soll, nur aufnimmt.

Ich kann mich hier dieser Frage nicht enthalten: Was steht denn da in einem Text? Und angenommen, Sie antworten: Worte, die Sprache... dann frage ich: aber was gehört zu dieser Sprache, was gehört zu ihr nicht? Was wäre da auszuschließen? – Sicher nicht die Schrift, die vor Augen ist; auch nicht der Klang, der Rhythmus, jedenfalls wenn man laut liest (äußerlich oder innerlich; wonach doch etwa Gedichte verlangen). Doch auszuschließen wäre wohl auch keinesfalls der Sinn, die Bedeutungen. (Was Sie *Wortnahme* nennen, das ist doch kein anderer Name für die Behauptung der Dominanz der sinnlichen Aspekte des Sprachlichen oder, wie es in einer bestimmten modernen Redeweise heißt, der *Signifikanten*?) Und wenn aber nun, wie ich behaupte, und wie Sie selbst auch konzedieren, jedes Moment eines solchen Sinns (aber auch der Schrift, des Klangs) auch Wert oder Werte ausdrückt, dann wäre von jenem reinen Aufnehmen, von dem Sie schreiben, das Aufnehmen von Werten gar nicht zu scheiden?

Wie aber nun nimmt man Werte rein auf beziehungsweise diese literarische Welt, in der Werte als Dinge erscheinen und Dinge als Werte? Doch wohl damit, dass man die Werte auch teilt, damit, dass man sich ihnen, so gut es eben geht, überantwortet, sich ihrer Ordnung überlässt... Ich lese den Text als schön oder tief (oder wie auch immer) oder im Gegenteil als seicht, banal usw. Auch die Schönheit oder die Banalität erfährt man ja, auch sie sind ja Teil der Wirkung des Texts, und nicht eine nachher angestellte, irgendwie externe Reflexion. Und heißt das nicht wiederum, dass man mit dem Text, im Sinne des Texts werturteilt? Und natürlich können die jeweiligen Erfahrungen von Schönheit oder Tiefe oder eben auch von Banalität trügerisch beziehungsweise revisionsbedürftig sein. Und vielleicht kann man tatsächlich nie sicher sein, ob man nicht eine Banalität für etwas Tiefes hält oder etwas Tiefes für eine Banalität. Aber

warum sollte einem diese Unsicherheit, die Lust oder das Interesse daran nehmen, tatsächlich die Werte des Texts zu teilen und nicht nur die eigenen Werte beziehungsweise Vorurteile? (Ich habe wohl in meinem letzten Brief nicht deutlich genug gemacht, dass explizite Werturteile fällen, zum Beispiel Literaturkritik treiben, etwas anderes ist als jenes Werturteilen, das mit dem Erfahren von Werten mitgegeben ist. Ich glaube allerdings, dass zum Teilen des Wertens der Texte auch gehört, dieses Wertens des Texts wiederum zu bewerten. Doch muss dieses Bewerten des Wertenden keineswegs explizit sprachlich sein. In der Kunst heißt, etwas, sagen wir, Tiefes zu erfahren, es auch *als* etwas Tiefes zu begreifen. Aber ich will auf diesen Punkt jetzt nicht näher eingehen; er ist mir hier nicht so wichtig.) Ich glaube hier sind wir einig: der Text ist keine Position (das Wort Position klingt hier zu sehr nach Meinung, Behauptung, Information). Der Text ist eine komplexe Ordnung von allem möglichen, eine Welt, als Gefüge von Werten. Dieser Textwelt soll man sich überlassen, wie Sie fordern. Ob dieses Teilen mit dem Text, mit seiner Gegebenheit tatsächlich ein passiver Vorgang ist, weiß ich nicht zu sagen. (Wäre das nicht eine Frage an eine Verstehenspsychologie? Ich glaube, dieses Überlassen ließe sich genauso gut als Aktion oder als Dialog begreifen.)

Aber ich will hier diese von Ihnen behauptete Passivität als Bild verstehen. Dieses Bild bezeichnet mir dann aber nur *ein* Moment dessen, was ich *Lesen* nenne. Das Lesen als das Eingehen auf die Bedingungen des Texts: man glaubt dem Text jedes Wort, man ist gewillt, alles aus der Perspektive des Texts zu sehen, zu verstehen usw.

Aber um einen literarischen Text zu verstehen, kann dieses Moment der, sagen wir, bedingungslosen Hingabe an das Vorgegebene nicht das einzige bleiben. Denn mit und gegen dieses sich in die Hände des Textes begeben findet auch das Gegenteil statt, oder sollte auch stattfinden: Das Sich-Abstoßen vom Text beziehungsweise seinem Lesen, das Distanznehmen, das Zurücktreten, die Betrachtung dieser Welt und damit des eigenen Lesens. Und nur so kann es doch zu den von Ihnen erwähnten Revisionen kommen, und die heißen dann immer: ich habe den Text nicht gut genug gelesen bzw. begriffen oder, wie Sie vorschlagen, *gespürt*. Was mir als tief oder schön vorgekommen ist, ist es nicht. Oder umgekehrt, was mir als banal erschienen ist, ist es nicht...

Auch dieses Distanznehmen müsste, um Ihr Wort zu gebrauchen, rein sein; auch es dürfte nicht von Vorurteilen oder der eigenen Bequemlichkeit getrübt sein. (Es ist doch häufig nur allzu angenehm, sich etwas Bana-

lem hinzugeben, indem man es als etwas Tiefes missversteht.) Und um ein hier naheliegendes Missverständnis noch einmal auszuschließen: dieses Distanznehmen, dieses Erfühlen und Erkunden des eigenen wertenden Lesens impliziert nicht explizites sprachliches Werturteilen. Es impliziert nur den Versuch, sich über seine Lese-Erfahrungen auch klar zu werden, und das kann sich auch ganz ohne Urteils*sprüche* abspielen. Und es ist etwas, das geschieht auch in dem und durch das Lesen, das wertend ist.

Aber ist denn dieses reine Lesen überhaupt jenes, von dem Sie schreiben und das Sie *rein* nennen?

Denn in Ihrer Darstellung sollte dieses Lesen ausschließlich passiv, reines Aufnehmen sein, und zum anderen sollte es ja etwas anderes ermöglichen: nämlich das Erschließen oder auch Eröffnen dessen, was Sie *Vorwertiges* nennen; das Erfahren jener Öffnung, das Hören des Sprechens des Gedichts am Rand, jenes sich entziehenden Bereichs. Das reine Aufnehmen, von dem ich spreche, führt aber gerade auch zur Teilnahme an den wörtlichen Werten oder wertenden Wörtern und auch, im Zusammenhang mit einer aktiven Gegenbewegung, zu Ihrer Einschätzung, also jedenfalls zu etwas, das nach Ihrer Darstellung geradezu verhindert, dass jenes Vorwertige erfahren wird.

Wie ist dieser Widerspruch zu erklären?

Ich komme noch einmal auf etwas zurück, das ich schon angedeutet habe: auf die Frage, ob es eigentlich bei dem, was Ihnen als jener sich entziehende Bereich vorschwebt, um den jeweiligen Text selbst geht oder um etwas, was alle Texte auslösen können, wenn auch vielleicht bestimmte literarische Texte in besonderem Maß: nämlich die Erfahrung ihrer Anfänglichkeit oder Her- oder Hinkunft. Und wenn Sie da in Ihrer Studie zu Rilkes Gedicht im *unendlichen Text* Anfänglichkeit oder Neutralität jenseits des Wertenden, als ein *Thema* oder ein Motiv eines Gedichts verstehen, also als etwas, das sich aus dem Text selbst *herauslesen* lässt, dann spricht das ja keineswegs gegen meine Frage. Denn gerade dann gehört ja dieses Motiv, so wie Sie es verstehen, zum Wertgefüge des Texts selbst und müsste nicht, so wie ich Sie verstehe, per se Wesentliches zu jener Erfahrung des Vorwertigen beitragen. (Denn Sie zählen doch nicht nur allein die oder vor allem die Texte zu jenen, die eine solche Lese-Erfahrung des Vorwertigen ermöglichen, die dieses Vorwertige auch *thematisch* machen?)

Ob ich nun jene Erfahrung des Vorwertigen oder Nichteinordenbaren als etwas verstehe, das durch alle Texte hervorgerufen werden kann oder nur durch literarische oder gar nur durch bestimmte literarische Texte: Um

jenen Widerspruch mir selbst verständlich zu machen, begreife ich diese von Ihnen beschriebene Erfahrung als ein (drittes) Moment des Lesens. Als das Moment, in dem das Ganze, die ganze Wert- und Wort-Welt, so etwas wie durchlässig auf ihren Ursprung oder ihr Ende wird. Aber was wäre dieses Moment für sich, was wäre es, ohne jenes andere Moment der Entäußerung in den Text, der Hingabe an die Welt, die er ist, mit der dazu gehörigen Gegenbewegung der Distanzierung, was wäre dieses dritte Moment, jenes Vorwertige, würden nicht andererseits auch der Dialog mit dem Text, ja der Kampf mit ihm, mit allen den Ver- und Entwicklungen ausgetragen. (Ein Kampf oder ein Dialog mit Dingen, die nicht auf «Positionen» reduziert werden können.)

Die Frage, die Sie stellen, ob ein literarischer Text als Wertgefüge zureichend gefasst werden kann, kann ich dann mit Ihnen mit *Nein* beantworten, während ich aber zugleich doch auch behaupte, dass ein literarischer Text auch nicht zureichend allein als *Vorwertiges* erfasst wird. Sowohl die Erfassung des literarischen Texts als Wertgefüge als auch jene seiner Erfassung als Vorwertiges wären jetzt notwendig für sein angemessenes Verständnis: Wenn ein literarischer Text wesentlich Schönheit, Tiefe oder im Gegenteil Banalität oder Seichtheit (oder wie immer man diese Werte nennen mag) exemplifiziert, wie sollte man den Text dann auch hinreichend verstehen, wenn man diese Schönheit, Tiefe oder Banalität oder Seichtheit nicht auch erfährt?

Ich glaube also nicht, wie offenbar Sie, dass man das Lesen vom Urteilen freihalten kann, ohne einen literarischen Text misszuverstehen. (Das alles kann natürlich nichts gegen den didaktischen Aspekt dessen sprechen, was Sie vorschlagen. Ich kann mir schon vorstellen, wie schwer es ist, Studenten, geprägt durch die falschen Gleichungen Sprache = Information und Information in der Kunst = Kritik = Vermittlung von Werten, dazu zu bringen, ein Kunstwerk nicht als Erfüllungsgehilfen von Meinungen oder Positionen misszuverstehen.)

Noch etwas zu dem Paradox, dass die Behauptung von Gleichwertigkeit selbst ein Werturteil sei oder einen höheren Standpunkt voraussetze bzw., dass Standpunktlosigkeit auch ein Standpunkt sei.

In dem Bild, das ich hier skizziert habe, gäbe es, gerade so wie Sie es selbst beschreiben, zwei Bedeutungen von *Gleichwertigkeit* und *Standpunktlosigkeit*.

In der einen Bedeutung sind Standpunktlosigkeit und Gleichwertigkeit innerweltlich und damit ein Standpunkt beziehungsweise ein Wert, aller-

dings nicht oder nicht allein in der Bedeutung, die dieses Wort in einem argumentativen Zusammenhang hat. Wenn etwa, zufolge Ihrer Deutung, Rilkes Wort *Schutzlosigkeit* Neutralität bedeutet, jedenfalls nicht die Negation von Schutz, dann wäre das, nach Ihren Worten, inner(text)weltliche Politik, nämlich ein Moment der Bedeutung des Texts, der etwa zu der Relation Position/Negation selbst in einem bestimmten Verhältnis stünde. Zugleich machte dieses innerweltliche Moment aber auch jene andere Bedeutung oder Erfahrung zum Thema, jene Erfahrung von Vorwertigkeit oder Neutralität. Doch dass das geschieht, wäre dann für mein Bild überhaupt keine notwendige Bedingung oder gar eine Garantie dafür, dass jene Erfahrung auch eintritt. Denn explizit behauptet werden kann ja alles.

Mit Recht erinnert Sie unser Dialog zu der Frage, ob Standpunktlosigkeit wieder ein Standpunkt sei und die Behauptung von Gleichwertigkeit wieder eine Wertsetzung, an unsere Auseinandersetzung um das Fremde. Und tatsächlich sind meine Einwände wiederum ganz ähnlich: Die Einteilung in innerweltliche Standpunktlosigkeit oder Gleichwertigkeit, die ein Standpunkt ist beziehungsweise ein Wert, und in eine Standpunktlosigkeit oder Gleichwertigkeit, die gleichsam über allen Wassern des Texts schwebt – ich empfinde sie als eine Art von Poesie und damit zugleich als eine Einteilung der Welt, in diesem Fall der Textwelt. Und sofern ich sie als Poesie empfinde, begreife ich sie – nach meiner Darstellung in diesem Brief *notwendig* – auch als wertsetzend, und das auf eine Weise, von der ich nicht sicher bin, ob sie mir erlaubt, ihre eigene Vorwertigkeit deutlicher zu erfahren als im Zusammenhang mit jedem beliebigen Text...

Täusche ich mich übrigens in dem Gefühl, dass Sie gegen das, was Sie *innerweltliche Politik* nennen, Abneigung hegen? Und hängt, wenn ich Recht habe, diese Abneigung nicht mit einer anderen zusammen, die ich auch zu hören glaube, wenn für Sie der bewertete Text zu einem Wert innerhalb einer *Wertewelt* wird, in der wir *Tauschhandel* betreiben können? Nicht, dass ich Ihre Abneigung nicht verstehen und teilen könnte. Aber besteht vielleicht ein Teil des Problems der Rede über die Werte darin, dass diese Rede über die Werte etwas abstoßend Verschlissenes zu haben scheint, nämlich etwas seltsam Kulturkonservatives oder Prämodernes und zugleich auch etwas Merkantiles, so als könnte man, paradox gesprochen, das Wort *Wert* in den Zusammenhängen, um die es uns geht, nicht in den Mund nehmen und zugleich wert-voll oder, sagen wir, tief oder schön reden? (Geht es da mit dem Wort *Wert* nicht so ähnlich wie in meinem Beispiel *Baum des Lebens* in meinem letzten Brief?)

Um diesen Brief nicht wieder über alle Maßen auszudehnen, zum Schluss nur ein kurzes Wort zu Ihren Fragen zu meinen Shakespeare-Übersetzungen. Ihr Gedanke einer mehrfachen Intertextualität meiner Übersetzungen, weil sie sich auch auf schon vorhandene Übersetzungen beziehen, gefällt mir; wenn ich auch glaube, dass diese mehrfache Intertextualität einfach dadurch zustande kommen könnte, dass sich jemand mit dem Original *und* mit meiner Übersetzung beschäftigt: Denn diese Beschäftigung würde implizieren, dass man Shakespeare, das Original, auch wörtlich zu verstehen versucht und Ähnlichkeiten wie Unterschiede zwischen einem wörtlichen Verstehen und meiner Übersetzung bedenkt. Was die Frage der Autonomie angeht: sofern der Bezugspunkt eine angenommene Wörtlichkeit, das heißt Paraphrasierbarkeit des Originals der Maßstab ist, sind meine Übersetzungen nicht autonom, nimmt man die Poesie selbst zum Maßstab, dann sollten sie es doch sein. Auch der Rätselcharakter, von dem Sie schreiben, wäre nur am Maßstab einer wörtlichen Übersetzung denkbar. Meine Übersetzungen sollen jedenfalls keine Rätsel sein, sie sollen auch nicht verschlüsseln, sie sollen, im Gegenteil, allerdings unter spezifischen Bedingungen (sie zu formulieren habe ich in früheren Briefen versucht), so klar wie möglich sein. Es mag aber sein, dass sie schwierig sind. Das wären sie aber dann, gemäß Ihrem Sprachgebrauch, weil sie nicht anders zeigen und sagen können. Das Wort *Zeit* etwa wird nicht verschwiegen, sondern das, was es bedeutet, kann (für mich) nicht anders gezeigt und gesagt werden als durch die Übersetzung, so wie ich sie versuche.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr

Zürich, 28. Juni 1997

Lieber Herr Czernin,

Da das Semesterende viele Umtriebe und administrative Unannehmlichkeiten mit sich bringt, komme ich im Augenblick nicht dazu, auf Ihren wie immer mit Dankbarkeit entgegengenommenen Brief zu antworten. Ich muss die nähere Beschäftigung damit auf die Ferien verschieben und werde Ihnen aus Frankreich schreiben, wohin ich Ende nächster Woche fahre.

Als kleine Zwischenunterhaltung, über die Sie sich hoffentlich nicht ärgern müssen, schicke ich Ihnen einen kurzen Text⁶ über das Gedicht *zentrum* aus den *natur-gedichten*. Er wird im Zürcher «Tages-Anzeiger» erscheinen, der eine Rubrik mit Gedichtinterpretationen immer noch am Leben erhält. Da der Umfang auf 3700 Zeichen begrenzt ist, musste der Beitrag allzu knapp herauskommen. Ich hoffe, dass dennoch einiges durchkommt. Sie müssen sich selbstverständlich nicht dazu äußern, wenn Sie keine Lust dazu haben. Den gedruckten Text lasse ich Ihnen zukommen, sobald er erschienen sein wird.

Bald mehr. Mit herzlichem Gruß

⁶ Hans-Jost Frey, *Zeilenfälle. Das Ende einer Gratwanderung*, Tages-Anzeiger, 15. Januar 1998.

zentrum

auf dieser klippe, schwankend,
erwandert, laufend, sich mein grat,
von der nächsten stufe dir
bis zur letzten linie zuzufallen,
zwischen unserm hang dazu
und jener anderen neigung

für die höchste spitze, steigend,
treibt, so bestürzend, sich dein gang
von der fernsten sohle
uns auf den ersten scheidel springend,
zwischen meinem grund dazu
und jener anderen aussicht

auf solchen schmalsten kamm, sich blasend,
erschwebt uns, aufgeschwungen, dieses land,
von meinem letzten schritt, so auszulassen,
bis dir zum nächsten ding dafür
und jener neuen wendung ganz.

Das Gedicht besteht aus Wörtern, die kippen. Der *hang* ist nicht nur der Abhang des Berges, sondern auch der Hang, den man zu etwas hat. Ebenso die *neigung*, *scheidel* und *sohle* sind nicht nur auf Kopf und Fuß, sondern auch auf Berg und Tal bezogen. Das Gedicht spricht so, dass die beiden Bereiche, in die hinein seine Wörter verweisen (der des Menschen und der der Natur) immer beide gegenwärtig sind, ohne dass zwischen ihnen entschieden wird. Es spricht *zwischen unserem hang dazu/und jener anderen neigung*. Das schwankende Reden auf dieser Kippe ist eine Gratwanderung, bei der jede zu starke Neigung nach der einen oder andern Seite zum Absturz führt. Das Gedicht handelt weniger von einer Bergwanderung als vom Verhältnis zwischen Mensch und Natur in der Sprache, das es allerdings nicht bespricht, sondern durch seine Art zu reden vorführt, so, dass deutlich wird, wie bald die Natur durch den Menschen (*scheidel*, *sohle*), bald die innere Verfassung des Menschen durch Landschaftsformen (*hang*, *neigung*) veranschaulicht wird. Die *wendung* ist die des Wegs wie der Sprache. Die Kippe ist nicht nur die der Wörter, sondern

auch die des Satzes. Die Strophen sind (mit einer Abweichung in der dritten) gleich gebaut. Dazu gehört, dass die erste Zelle der zweiten und dritten Strophe jeweils zugleich rückwärts und vorwärts zu beziehen ist. Diese syntaktische Doppelrolle entspricht der semantischen Gabelung der Wörter. Wenn aber der Schluss jeder Strophe auf solche Weise in den Anfang der nächsten übergeht, so fragt es sich, wie das Gedicht je ans Ende kommen kann, und warum die *wendung* in seiner letzten Zeile nicht die zum Anfang einer weiteren Bewegungsphase ist.

Damit kommt die Sonderstellung der Schlusstrophe in den Blick. Sie ist zwar ähnlich gebaut, wie die beiden andern, zählt aber einen Vers weniger. Dazu kommt, dass sich der Schluss nicht mehr als ein Satz lesen lässt. Es fehlt mehreres, was in ihr durch das Wort *auslassen* auch zum Ausdruck gebracht ist. Ausgelassen ist der Vers, der dem fünften der beiden andern Strophen entspräche, aber was in ihm vorgekommen wäre, hat, obwohl es nie da war, Spuren hinterlassen. So hätte in ihm die 2. Person erscheinen müssen, denn jede Strophe enthält je ein Pronomen der 1., 2. und 4. Person, wovon eines im fünften Vers; damit dies auch in der letzten zum Stimmen kommt, musste das *dir* in den vierten Vers verlegt werden. Ähnlich ist vielleicht das *dafür* im selben Vers als Spur von *dazu* erklärbar. Es tritt hier an die Stelle der aufgrund der anderen vierten Verse zu erwartenden Verbform, die aber nicht ausgelassen, sondern als *auszulassen* in die dritte Zeile zurückversetzt ist. Berücksichtigt man diese Verschiebungen, so lässt sich genauer angeben, was nun tatsächlich fehlt: nicht einfach eine Zeile, sondern das, zwischen dem und *jener neuen wendung* etwas erreicht würde, was in einer nächsten Strophe der *höchsten spitze* und dem *schmalsten kamm* entsprochen hätte. Weil dieses Unbekannte ausgelassen ist, fehlt das Dazwischen zwischen ihm und der *wendung*.

Weil dieses Dazwischen fehlt, kann es sich auch nicht auf etwas Neues öffnen. Das Gedicht findet hier die Möglichkeit, seine Graterwanderung zu beenden, die immer zwischen Hang und Hang verlaufen musste. Als endendes aber wird das Gedicht ganz. Das Wort *ganz*, mit dem es endet, unterscheidet den Schlussvers als letzten Schritt der Sprachwanderung von jenen der beiden ersten Strophen. *ganz* kommt in dem Moment dazu, in dem *zwischen* ausgelassen wird.

Aber ist nicht die Auslassung des Dazwischen, die dem Gedicht Ende und Ganzheit ermöglicht, zugleich das Dazwischen der Auslassung, die Lücke, die das Fehlen ins Gedicht hineinnimmt und es in dessen Ganzheit eingräbt, die vielleicht doch nur bis zu *jener neuen wendung* Bestand hat?